

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 250.

Dienstag, 26. Oktober.

1915.

(24. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

Roman von Otto Elster.

[Nachdruck verboten.]

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Käthe, daß ich in dieser Stunde von meinen Hoffnungen zu sprechen wage. Sie kennen ja diese meine Hoffnungen und Wünsche — ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es noch dieselben sind, wie damals, als wir am Strande der See zusammentrafen. Ich lasse Sie nicht, Käthe! Das habe ich Ihnen schon damals gesagt und wiederhole es Ihnen jetzt. Ich werde Ihnen immer wieder entgegentreten, ich werde Ihnen folgen, wohin Sie auch gehen, bis Sie sich von meinen echten und wahren Gefühlen überzeugt haben. Sie stehen jetzt allein in der Welt, Käthe — Ihr Bruder Kurt verfolgt seine Offizierskarriere, er kann Ihnen kein Heim bieten — im Hause Freds finden Sie vorerst ein Heim, eine Unterkunft — wie lange aber wird es dauern, daß Fred sich selbst eine Lebensgefährtin sucht, die dann die Herrin seines Hauses ist. Dann wird kaum noch Platz für Sie darin sein. Dann stehen Sie wieder einsam da! Käthe, ich biete Ihnen eine Heimat für das ganze Leben. Ich will jetzt nicht von meiner Liebe zu Ihnen sprechen, von dem Glück, das ich in Ihrer Liebe finden werde — ich will Sie mir bitten, mir zu erlauben, für Sie zu sorgen, Sie zu schützen, Ihnen eine Heimat zu geben, in der Sie, wenn nicht glücklich, doch ruhig und zufrieden leben können. Denken Sie, wie glücklich Ihre arme Mama sein würde, wenn sie Sie in dem Schutz einer sicheren Heimat wüßte. Ich will ja geduldig sein, Käthe, ich will warten, ich weiß ja, daß diese Stunde nicht geeignet ist, einen Entschluß für das ganze Leben zu fassen — aber sagen Sie mir nur ein Wort, das mich zu der Hoffnung berechtigt, Sie einst mein nennen zu dürfen.“

Er war nahe zu ihr getreten. Sie hatte sich abgewandt und die Hand vor die überfließenden Augen geheckt. In roschen Schlägen pochte ihr Herz und ein Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

„Hab' ich Ihnen mit meinen Worten wehe getan, Käthe?“ fragte er ernst und traurig. „Soll ich gehen?“

Da wandte sie sich um und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen“, sprach sie mit bebender Stimme.

Er beugte sich in zärtlich-ehrwürdigem Kuss über ihre Hände, die zitternd in den seinen lagen.

„Und nun soll ich gehen, Käthe?“

Da warf sie sich an seine Brust, schlängte die Hände um seinen Nacken und barg das Antlitz an seinem Herzen.

„Nein, nein“, flüsterte sie leidenschaftlich. „Bleibe bei mir — verlasse mich nicht . . .“

Er preßte sie fest an sein Herz und küßte sie auf die Stirn. „Meine Käthe — mein — mein für das ganze Leben . . .“

Sie sah zu ihm auf, ein glückliches Kästchen umschwante ihren Mund. „Mein Liebling . . .“ flüsterte er zärtlich, und ihre Lippen fanden sich im ersten Kuss.

17.

Im Arbeitszimmer der Baronin von Haidbrink saß Reithardt und sah lächelnd zu der Baronin hinüber, die erregt auf und ab schritt.

„So haben Sie sich also doch zu dieser Heirat entschlossen, lieber Reithardt?“ fragte sie, nervös die Hände ineinander verschlingend.

„Ja, Baronin“, entgegnete er. „Und ich bin froh, daß Käthe mir endlich ihr Jawort gegeben hat. Es war keine leichte Aufgabe für mich, sie von meiner ehlichen Neigung zu überzeugen.“

„Aber ich bitte Sie . . . es ist doch ein großes Glück für Fräulein Schuhmacher!“

„Das müssen wir abwarten“, entgegnete er, ernster Wendend.

„Welche Frage? Sie geben ihr eine Position, wie sie sich besser ein junges Mädchen — natürlich wenn es aus solch einfachen Verhältnissen stammt — nicht wünschen kann.“

Reithardt erhob sich.

„Die äußeren Verhältnisse begründen nicht immer das Glück des Lebens“, sagte er ernst. „Und äußere Verhältnisse haben Käthe sicherlich nicht bewogen, mir ihr Jawort zu geben. Ich bin glücklich, mir Ihre Liebe erobert zu haben.“

Die Baronin zuckte die Achseln.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten“, fuhr er fort, „Ihnen, Baronin, als meiner alten Freundin, zuerst Mitteilung von unserer Verlobung, die bislang geheim war, zu machen, und hoffe, Sie werden mir helfen, Käthe in die hiesige Gesellschaft einzuführen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Baronin erstaunt.

„In den nächsten Tagen wird Käthe mit ihrem Bruder Fred — übrigens ein ausgezeichneter Mensch — zum Besuch nach Neuhof kommen. Es gibt da manche Veränderungen zu treffen — das Schloß hat lange Jahre hindurch keine Herrin gesehen — und da möchte ich bitten, Ihnen Käthe und ihren Bruder zuführen zu dürfen. Käthe kennt ja auch Ihre zukünftige Schwiegermutter.“

„Es wird mir angenehm sein, Ihre Braut bei mir zu sehen“, entgegnete die Baronin mit steifer Höflichkeit. „Wie unsere Nachbarn sie aufnehmen werden, kann ich allerdings nicht wissen.“

Er lachte.

„Glauben Sie nicht, Baronin“, sagte er gutgelaunt, „daß mir an dem Umgang solcher Leute liegt, die Käthe nicht mit herzlicher Höflichkeit und der Hochachtung aufnehmen, die ihr gebührt . . .“

„Als Baronin Reithardt wird ihr schon die nötige Achtung entgegengebracht werden“, entwiderte sie steif.

„Das will ich hoffen“, sagte er und es blieb in seinen dunklen Augen drohend auf. „Sie kennen mich, Baronin . . .“

„Ja, ich weiß, daß Sie stets mit dem Kopf durch die Wand wollen.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen“, erwiderte er schielzuckend. „Gedenfalls werde ich meine und meiner Gattin Stellung zu wahren wissen. Doch genug, ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu helfen, und hoffe, Sie und die Ihrigen auch bald einmal in meinem Hause begrüßen zu dürfen. Wir wollen doch gute Nachbarschaft halten, nicht wahr, beste Freundin.“

„Was an mir liegt, gewiß . . .“

„Nun, dann ist ja alles gut. Empfehlen Sie mich bitte Fräulein Wera und dem jungen Brautpaar sowie unbekannterweise Frau von Steinitz. Ich hoffe, ihr bald meine Ehreerbietung zu führen legen zu dürfen.“

Er hielt ihr die Hand und entfernte sich, sie in grenzenlosem Erstaunen zurücklassend.

Auf dem Haussflur traf er mit Wera zusammen. Sie reichte ihm die Hand. „Ist es wahr, Herr von Neithardt, daß Sie sich mit Käthe verlobt haben?“ fragte sie in erregtem Tone.

„Ja, Gnädigste“, entgegnete er lächelnd. „Wir sind schon seit einem Vierteljahr heimlich verlobt — ist das nicht sehr romantisch?“

„Ich gratuliere von Herzen! Ach, Herr von Neithardt, das haben Sie gut gemacht. Ich freue mich schließlich darauf, Käthe in unserer Nähe zu haben.“

„Ihre Frau Mama schien nicht dieselbe Freude zu empfinden“, meinte er ironisch.

„Ach, die gute Mama! Sie ist in dieser Beziehung etwas schwerfällig — aber von Herzen ist sie doch gut — Sie kennen sie ja!“

„Ja, ich kenne sie und verehre sie von ganzem Herzen.“

„Und wann wollen Sie heiraten?“

Er lachte.

„Dragen Sie Käthe. Der Tod ihrer Mutter hat uns bislang abgehalten. Aber röden Sie ihr gut zu, daß die Wartezeit nicht zu lange währt. Käthe kommt mit ihrem Bruder in den nächsten Tagen . . .“

„Das ist herrlich! Nein, wie ich mich freue! Ich habe Sie ordentlich lieb gewonnen, Herr von Neithardt.“

„Sehr schmeichelhaft“, entgegnete er lachend. „Nun, ich denke, Fräulein Wera, wir drei werden jedenfalls gute Freundschaft halten.“

„Ja — gewiß — sehr gute Freundschaft.“

Sie reichte ihm die Hand; er wollte sie küssen, doch sie ließ es nicht zu.

„Unter Freunden ist das nicht üblich“, sagte sie lachend und schüttelte ihm die Hand fröhlig.

„Ich danke Ihnen, Wera — wenn Käthe da ist, bekommen Sie Nachricht.“

„Und ich komme dann sofort.“

Nochmals schüttelten sie sich die Hände wie zwei gute Freunde. Dann eilte er fort, schwang sich auf sein Pferd und trabte davon, ihr noch einmal aus dem Sattel zuwinkend.

„Ein prächtiger Mensch“, sagte sie. „Und Käthe paßt zu ihm — oh gewiß, sie werden sehr glücklich miteinander leben . . .“

Und dann begab sie sich zu ihrer Mutter, die sie noch immer in großer Erregung fand. Erst das fröhliche Lachen Astas und das glückliche Gesicht ihres Sohnes gaben ihr ihre Comittiruße zurück. „Es ist gut so, wie es gekommen ist“, sprach sie bei sich. „Ich fürchtete schon für Horst . . . nun hat es keine Gefahr mehr . . .“

(Schluß folgt.)



Lesefrucht.

Ergebnis in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, worin etwas Widerwärtiges eindrückt, sind alles, was man beim Schicksale entgegenstellen kann.

Wilhelm v. Humboldt.

Obrenovac und Sabac.

Die Truppen des Generals von Koevez haben Obrenovac besetzt, und damit befinden sich die deutsch-österreichischen Armeen unmittelbar in dem Gebiet, das für die Serben aus den früheren Unabhängigkeitskriegen her eine Art angebeteen Ruhest umstrahlt. Unter den Helden von Obrenovac, deren Großväter sich freilich meist auf den Buschkrieg aus dem Hinterhalt beschränkten, ist an erster Stelle der „General“ Michalowitsch zu nennen, der heute noch von den Bauern der Gegend, die er mit fluger Politik begünstigte, wie eine Art Nationalhelden verehrt wird. Er ist hier um die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren und ließ im Türkentreie 1788 die ersten notdürftigen Verschanzungen von Obrenovac bauen, die dann von den späteren Generationen von Zeit zu Zeit ausgebaut wurden. Die dafür ins Budget eingefüllten Gelder fanden in der Regel freilich ihren Weg in die Taschen der Parteiführer, die gerade am Stützen waren. Der Platz hieß früher Bajaz und wurde erst um das Ende des 18. Jahrhunderts von dem berühmten Milosch in Obrenovac umgetauft. Auf dem etwa 10 Kilometer entfernten, äußerst festen Schlosse von Babrak verbarg sich der „tapfere“ Michalowitsch, als die Befreiungskämpfe schief gingen. Für uns ist diese Gegend noch dadurch interessant, daß sie in Friedenszeiten den Hauptstapelsplatz des serbischen Pfauenhandels bildete, dessen Export von hier allein im Durchschnitt 80 000 Rentner erreichte; die aufgestapelten Pfauenflicken waren geradezu ein Wahrzeichen von Bajaz, Obrenovac und anderen Städten der Landschaft. Hier bei Obrenovac wurde auch einmal ein merkwürdiger Kulturbesuch gemacht: der Belgrader Apotheker Milutinowitsch legte eine Kaffeplantage an, die auch, bezeichnend für das günstige Klima des Landes, ganz gut gedieh. Im Jahre 1879 wurden etwa 100 Kilogramm Kaffee geerntet; da aber seine Qualität nicht den gehegten Erwartungen entsprach, gab man leider den interessanten Versuch wieder auf. Die hübsche Eisenbahnbrücke, die bei Obrenovac über das Flüsschen Koluvara führt, ist, wie die meisten derartigen Bauten auf dem Balkan, z. B. auch die neue gewollige rumänische Donaubrücke, von deutschen Ingenieuren erbaut. Deutsche und schweizerische Samariter und Schwestern waren es auch, die 1876, als sich hier das Hauptlazarett des Drina-Korps befand, die zahlreichen Verwundeten pflegten.

Als besondere Merkwürdigkeit notiert Kaniž in seinem großen Werke über Land und Volk in Serbien, daß Obrenovac, das mit seinen 2000 Einwohnern den Rang einer Bezirksstadt einnimmt, auch eine Apotheke besitzt; wobei als bezeichnend bemerkt sei, daß der in Serbien reisende deutsche Archäologe oder Botaniker von der Landbevölkerung ob seines sonderbaren Luns gewöhnlich als „Arzt“ angesehen und um seine Hilfe angegangen wird . . . Die österreichisch-ungarischen Truppen, die, wie gemeldet, jetzt auf Sabac vordringen, nähern sich damit einem für Österreich durch die Tradition von Jahrhunderten sehr bedeutsamen Punkt. Die Eroberung der Festen und des Burgschlosses ist sozusagen ihr historisches Recht: Seit mehr als vier Jahrhunderten haben hier habsburgische Armeen, ungarische und österreichische Heerführer in schweren Kämpfen sich blutige Sieben geholt. Es war um 1478, als der große Sultan Mohammed II. die Stadt Sabac mit starken Forts umgab und darüber in ernste Differenzen mit dem vergeblich protestierenden Ungarnkönig Mathias Corvinus geriet. Corvinus rückte im Januar 1478 gegen Sabac ins Feld und begann seine „trefflich große“ Belagerung, die sein tapferer Kriegsmann Bret mit wenig Kunst und vielem guten Willen verhertlicht hat. Es war keine leichte Arbeit, da das Gelände z. T. kumpfig und stark ausgebaut war und die Besatzung sich hartnäckig verteidigte. Nachdem die Lautgräben eröffnet und Entzäunungsversuche abgeschlagen waren, ließ der König flachgehende starke Schiffe mit Geschützen armieren, also das improvisieren, was wir heute Monitors nennen würden, diese in die Wallgräben einfahren und die Werke aus nächster Nähe mit Sturzkugeln und Branda geschossen belegen. Trotz dieser ganz modernen Maßnahmen beherrschten noch die ritterlichen Ideale die Kriegsführung: der König leitete den Angriff persönlich in erster Linie, und exponentierte sich so, daß der Bootsführer an seiner Seite getötet ward und er selbst nur wie durch ein Wunder unverletzt blieb. Doch die schweren ungarischen Wörter taten ihre Arbeit nicht vergesslich — am 15. Februar 1478 ergab sich Sabac, über dessen Wällen nun zum ersten Male die ungarische

Fahne wehte. Aber das Kriegsglück wandte sich, und Sabac wechselte oft seinen Herrn. Im Oktober 1696 bezwang es Graf Guido Starhemberg; das Jahr 1717 brachte einen führen Handstreich des Obersten Diller, und am 21. Juli desselben Jahres vereinigte der Friede von Passarowitz die Festung für längere Zeit mit Österreich. Es ist also nur österreichischer Besitz, der dort nach beinahe genau 200 Jahren jetzt zurückkämpft wird. Während der von 1717 bis 1789 dauernden Okkupation Serbiens durch Österreich war Sabac der Verwaltungsbereich des Distriktes Sabac-Zadar, und seine Wiedereroberung 1788 war die erste glückliche Waffentat des Kaisers Joseph II., der, begleitet vom Feldmarschall de Lach, die Belagerung persönlich leitete. Es wurden mehrere 18- und 12-Pfünder-Batterien, statliche Kaliber für die damalige Zeit, in Position gebracht, die bald die Vorstädte von Sabac in Brand schossen und die Türken zwangen, sich auf die feste Schlossburg gleichen Namens zurückzuziehen. Erst nach langer, tapferer Verteidigung ergab sich die Belagerung, die mit den Waffen, mit fliegenden Fahnen und flingendem Spiel abzehnen durfte. Nur bis 1791 blieb Sabac diesmal in österreichischem Besitz, doch geschah während der wenigen Jahre viel zur Erhöhung der Stadt; aber mehr noch war, wie die Entwürfe im k. u. k. Kriegsarchiv zu Wien zeigen, geplant, um Sabac zu einem Wollwerk ersten Ranges zu machen. In diesem Zusammenhang gehört auch das Gefecht von Sabac, bei dem freilich der serbische Historiker Vul es absichtlich verschweigt, daß ungarische und österreichische Offiziere es waren, die hier 1808 den Sieg erfochten. So krängt der Name Sabac überall alten kriegerischen Vorbeug um die Fahnen Österreichs und Ungarns. Die Wälle der vielseitig kämpften Festen sind dieselben, auf denen Kaiser Joseph II. einst sein Banner siegreich in den Boden stieß.



Aus der Kriegszeit.

Der Babin. Die soeben im österreichischen Generalstabsbericht erwähnten Höhen des Babin-Bub, die von den schneidig vorgehenden Bulgaren besetzt wurden, gehören zu den geschichtlich interessantesten Landschaften Serbiens, wie denn das ganze Operationsgebiet dort unten im Reiche der Morava die Batina kulturgeschichtlicher Erinnerungen einer größeren Vergangenheit trägt. Hier wurde um 1745 der Archimandrit Hadschi Rafallo Ruvun geboren, der nach entsetzlichen Martyrii im Februar 1804 hingerichtet wurde, zusammen mit Aleksi Nenadovitsch, der sich erklaut hatte, in Semlin um österreichische Hilfe zu bitten; nach einer anderen Quelle wurde er mit 70 Genossen in Belgrad enthauptet. Ebenda her vom Babin (Babina) stammt auch ein Genosse des bekannten Karageorg aus dem ersten serbischen Unabhängigkeitskampfe gegen die Türkenherrschaft, Peter Nifolajewitsch, genannt „Moler“, d. h. der Maler, weil er nach serbischen Begriffen mit Pinsel und Zeichenstift gut umzugehen wußte und in der Tat auch Büffel, Schweine, Bigeuner, Hirten und Buschhelden mit lieblicher Kunst porträtierte. Im Hauptberuf aber war er Politiker und hatte dabei das Unglück, durch seine leidliche Bildung und seine treffliche Nebegabe dem „Nationalhelden“ Milosch zu missfallen, der zwar beim Schweinehandel reich und reicher wurde, aber dabei nicht lesen noch schreiben lernte. Der nun entledigte sich auf echt serbische Art seines Nebenbüchers und gelegentlichen Widersachers in der Politik. Eines Tages 1818 in der Slupschina erhob sich Milosch plötzlich mit den Worten: „Visher, Brüder, war ich Euer Führer, von mir an habt Ihr den Moler!“ Auf diese Provokation hin stürzten sich seine Anhänger auf den unglücklichen Maler-Politiker, banden den angeblichen Rebellen, und schon am nächsten Tage ward durch den edlen Milosch Einfluss sein vom Metropoliten Melenty und der Slupschinamajorität unterzeichnetes Todesurteil vollstreckt. Es ist nicht gut in Serbien, flüger zu sein als die Worfürher, die das Ohr der großen Masse haben: das hat schon so mancher, der es mit dem missleiteten Volke gut meinte, bis auf den heutigen Tag erfahren müssen... Prähistorische Fundstätten sind hier wie an vielen Stellen Serbiens eröffnet, doch fehlt eine wissenschaftliche Durcharbeitung der Ergebnisse. Vielleicht war der ganze Babin eine Verteidigungsstellung schon vor der Römerzeit. Wenigstens deutet eine in

die heutigen Verhältnisse garnicht mehr passende Sage von einer blondhaarigen Königstochter, die viele Burgen ringsum baute und dann in die Ferne zog, aus der sie nimmer wieder lehrt, vielleicht auf algermanische Siedlung auch in dieser Balkanlandschaft.

Das „Fahrende Volk“ zur Kriegszeit in Frankreich. Das folgende Stimmungsbild über das Leben der französischen Jahrmarktleute und Schaubudenbesitzer während des Krieges befindet sich im „Journal“: „Hinter den Befestigungsgebieten, im rückwärtigen Bereich der militärischen Zone, stehen elende Hütten, aus Holzbrettern und ärmlichem Material hergestellt, von armeligen Gärten umgeben. Herzauft Kinder balgen sich zwischen Hunden, Hühnern und Gänsen. Manchmal knappert ein müdes, verhungertes Pferd mit einem Karren vorüber. Berrissene Wäschstücke flattern an Schnüren, als Zeugen der ringsum herrschenden Armut. Hierher hat sich das fahrende Volk der Jahrmärkte zurückgezogen, das ehemals durch Frankreich zog, durch den Krieg aber seiner Tätigkeit beraubt wurde. Ihre Geräte, die im Verlaufe vieler Jahre mit harter Mühe erworben wurden, ruhen in Schuppen, wo sie langsam durch Wind und Feuchtigkeit zerfallen. Denn die jungen und kräftigen Leute, die sich sonst ihrer bedienen, sind an der Front. Und die Frauen blieben zurück, allein mit den Greisen und Kindern. Sie sind blau und verängstigt unter der Last des Kummars und der Sorgen. Wenn man mit ihnen spricht, hört man fast nichts anderes als Klagen. „Ah, mein Mann!“... „Meine drei Söhne stehen im Feuer!“... Sie senken die Stimmen, wenn sie von den Gefallenen sprechen, damit ihre weinenden Nachbarinnen nichts vernehmen. Und immer wieder dieselbe traurige Feststellung: der Jahrmarktbau ist erledigt, vollkommen erledigt. Es ist vorbei mit dem farbigen tumult der Manege und dem Lärm der Leierlasten. Eine Greisin, an deren Rücken ein kleines Kind sich ängstlich flammert, erzählt, daß sie sich von Bordeau aus bis hierher durchbetteln mußte. Und nach dem Kriege, so meint sie, wird es noch schlimmer werden. Es wird zu viel Verluste, zu viel Geldsorgen und zu viel Trauer geben, als daß die Jahrmarkte anfangen könnten. Außerdem sind bis dahin alle Gesellschaften zerstört oder billig verkauft, um den Kindern etwas zu essen geben zu können und sich selbst wenigstens vor dem Verhungern zu bewahren. Einige der Frauen handeln mit wertlosen Gegenständen, andere verlaufen Blumen, Kriegsphotographien und „Andenken aus dem Felde“. Außerdem sind die Jahrmarktleute aus bitterer Not selbst zu Lumpensammlern geworden, und die zweimal wöchentlich stattfindenden Lumpenmärkte sind von ihnen bevölkert. Vor einem Stollwagen, aus dem lautes Gebrüll ertönt, erklärt eine Jahrmarktfrau, daß dies die letzten drei Löwen sind, die von einer reichhaltigen Menagerie übrig geblieben. Sie würde sie gerne verkaufen; jeden Löwen für 100 Franken! Denn unendlich ist das Elend, das der Krieg diesen Leuten gebracht hat.“

G. G. Wells' Lufttraum. Der durch seine phantastischen Schriften berühmt gewordene englische Romanschriftsteller G. G. Wells hat auch im Kriege seiner „modernen Phantasie“ alle Ehre gemacht, indem er die englischen Militärbehörden mit ebenso phantasievollen wie unausführbaren Vorschlägen überhäufte. Nunmehr veröffentlicht die Zeitschrift „Je sais tous“ einen Artikel, in dem Wells seine Ansicht über die Entwicklung des Kriegsflugwesens äußert. Der folgende Auszug sei hier wiedergegeben: „Das Flugwesen hat im Kriege ungeahnte Dienste geleistet. Und ich glaube, daß seine Bedeutung im weiteren Verlauf des Kämpfe noch zunehmen wird. Das Flugzeug ist mit unglaublicher Schnelligkeit zum selbstverständlichen Kriegsmittel geworden. Die bisher erzielten Erfolge haben in mir einen Traum erweckt, der vielleicht die Wirklichkeit des Zukunft sein wird, — den Traum von einer Luftflotte im gewaltigsten Sinne des Wortes, einer unübersehbaren Flotte, die zu Massenangriffen in der Luft befähigt ist. Heute gibt es zwei Arten von Aeroplanen: das Erkundungsflugzeug, das leicht und schnell ist und gewissermaßen das Auge einer Batteriestellung genannt werden kann, und die große, schwere Maschine, die befähigt ist, Geschosse mit hoher Explosionskraft an Bord zu tragen. Ich bin nun der Meinung, daß man „fliegende Batterien“ konstruieren soll, die die Fähigkeiten der beiden genannten Flugzeugarten zusammen vereinen. Dies wird und muß möglich sein, da der Krieg bereits jetzt so viele Fortschritte im Flugwesen hervorbringt. Diese Fortschritte wurden sicherlich sehr teuer bezahlt; der Aufschwung des Flugwesens hat schwere Opfer

gelöstet. Aber das ist das Schicksal alles Neuen. Doch es ist zu erwarten, daß die Verbesserungen später, im Frieden, auch der Menschlichkeit hervorragende Dienste leisten werden. Im Augenblick aber kommt es nur darauf an, den Aeroplan möglichst als Waffe zu vervollkommen. Von dem Tage ab, an dem man über die „fliegenden Batterien“ verfügen wird, sind die Batterien auf dem Erdboden nicht mehr zu fürchten, da sie dann infolge ihrer geringen Beweglichkeit und der Notwendigkeit natürliche Verstecke aufzusuchen, kurzäugigen Riesen gleichen werden, die oft ins Leere schlagen. Wir müssen eine fliegende Artillerie haben. Allerdings wird das Kommandieren und Nachrichtengeben bei diesen Lufttruppen schwieriger durchzuführen sein als auf der festen Erde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Signalvesen der Kriegsschiffe sich für die Luftbatterien wird anwenden lassen. Hier wird die Natur selbst eingreifen, die auch den Flug der Wildgänse so meisterhaft ordnet und lenkt...“ Die von Herrn Wells proklamierte Idee der Luftbatterien singt gewiß sehr schön; nur schade, daß Wells über die technische Lösung nichts weiter zu sagen weiß, als daß die Natur, die so vortrefflich für die Wildgänse sorgt, auch hier das Threhe tun werde.

Einbrücke bei einer Division im Osten. Die folgenden Bilder aus dem Osten entnehmen wir einer Schilderung des bekannten Malers Pfahl von Othegraven, die im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht wird. Der Künstler, der als Maler die Ostfront zu besichtigen wünschte, wurde dem Armeoberkommando der neunten Armee zugeteilt. Er hatte Gelegenheit, sich bis in die vordersten Stellungen unserer Linien zu begeben, und daher erscheinen seine Ausführungen von besonderem Interesse: „Natürgemäß lernt man zu allererst Ruhrlands schauerliche Wegeverhältnisse kennen, die unseres tapferen Truppen so ungewöhnliche Schwierigkeiten bereiten, und dann die Unsauberkeit, die für die Bevölkerung so viele Seuchen im Gefolge hat. Es gab für unsere Heeresverwaltung gar manche schwere Aufgabe zu lösen, um unsere Truppen von diesen bösen Feinden freizuhalten.“ Infolge der russischen Unkultur haben unsere Truppen im Osten mit den verschiedensten natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: „Auch die Wasserverhältnisse sind für unsere Truppen im Osten die deutscht schlechtesten, und wenn ich bei großer Hitze durch die Schilfgräben wanderte oder stundenlang mit Wagen und Pferd durch die Sandwüste Polens fuhr, dachte ich oft daran, daß unsere Truppen sich hier bei allen Strapazen jeden Trunk versagen müssen.“ Sehr eindringlich ist die Schilderung der „toten Stadt“ Nowodz: „Nowodz, ein von den Russen sehr beliebter Erholungsaufenthalt, war an den bewaldeten Ufern der Wisla im Tale entzündend gelegen. Die drei Herren des Stabes, in deren Begleitung ich die Stadt besuchte, und ich waren die einzigen Lebewesen dort, nur eine Raie belebte die zerschossenen und zerstörten Häuser des Marktplatzes. Die dachlose Synagoge bot ein Bild der Wüstenei. Der Boden war über und über mit zerrissenen und zerfetzten heiligen Schriften bedeckt. In dem neben der Synagoge gelegenen Hause befanden sich die jüdischen Bäder — eine Seltenheit —, denn in Russisch-Polen sind Bäder und reingewaschene Menschen rar. Es waren in die Erde modern eingebaute Bäder; die Wände und Treppen mit Steinplatten versehen. Dem Bad, dem sonst schöne Hebräerinnen entsteigen mochten, entstieg jetzt ein lieblicher Duft wie aus einem Sumpf und Pfuhl; der Morast war mit grünem Schlamm überzogen, und eine tote Krähe breite ihre Fittiche darüber aus...“

Französische Soldatengeographie. Im Felde und ganz besonders im lange währenden Stellungskampf, so schreibt das „Journal des Débats“, erweist sich die Notwendigkeit, die feindlichen Bielpunkte für Artillerie und Infanterie genau zu benennen. Neben der offiziellen Benennung der verschiedenen Ortschaften durch den Generalstab hat sich auch eine selbständige Soldatengeographie ausgebildet, die den einzelnen Stellungen und Bielpunkten Namen verleiht, die in den allgemeinen Sprachgebrauch der in Frage kommenden Mannschaften übergehen. Der lange Aufenthalt in den Feldstellungen gewöhnt die Soldaten daran, der früheren Gestaltung der Landschaft ihr besonderes Augenmerk zuzuwenden. Daher laufen die Soldaten die Ortschaften meist nach mehr oder minder deutlich erkennbaren bestimmten Merkmalen. So gibt es einen „Stiefelwald“, dessen Baumbestand sich im

Landschaftsbild wie die Umrisse eines Riesenstiefels darbietet, einen „vieredigen Wald“ und eine „Trapez-Waldung“. Sehr oft spielt auch die Verspottung des Gegners in diesen Benennungen eine Rolle. So werden die feindlichen Schülengräben oft mit höhnischen oder herausfordernden Bezeichnungen belegt. Manchmal erweisen die Soldaten sich auch ungewollt als Geologen. Wenn das freideholtige Erdreich, das sich oft unter dem bewachsenen Boden befindet, zu Wällen aufgeworfen wird, erhält die Stellung den Namen „Weißes Werk“. So gibt es im Westen eine große Anzahl von Stellungen, die von den Soldaten weißes oder graues Werk genannt werden. Oft nimmt der Soldat im Felde bei der Namenswahl auch zur Geschichte seine Zuflucht. So findet man die seltsamste „Feldgeographie“. Im Rahmen dieser Bezeichnungen der einzelnen Feldstellungen findet man an der Westfront z. B. ein „Lübed“- und ein „Weichselwerk“ dicht nebeneinander. Auch berühmte Persönlichkeiten müssen bei diesen Feldtaufen Platz stehen.

Was die Macva erzählt... Die Ebene der Macva, die neue Operationsbasis der deutsch-österreichischen Truppen, ist ein Land der Sage und des Volksmärchens. Es ist das alte „Panatus Machoviensis“, dessen Grenzen schon um 1320 nach den Forschungen des bedeutenden slawischen Philologen und einstigen Erkultusministers Stojan Novakowitsch die Save, Kolubara, Drina und das Cergebirge bezeichneten. Sehr bekannt, eine Lieblingsunterhaltung an den Herd- und Weidefeuern, ist hier das viel variierte Trojamärchen, das unweit dem jüngst vielgenannten Sabac bei der romantischen Ruine Trojanograd lokalisiert ist und historische Kaiserinnerungen, altgriechische Sage und leise deutsche Auffänge höchst merkwürdig vereint. Es lautet nach der Aufzeichnung von Kanić folgendermaßen: Vor Jahrhunderten haben die Latiner dies Land besessen, und damals residierte oben auf dem Bergschlosse ihr Bar Trojan. Er war sehr mächtig und herrschte auch über das Schwabenland. Über der Sava aber in Mitrovica hatte er sein Liebchen, das er täglich besuchte. Für einen gewöhnlichen Menschen wäre das eine recht respektable Leistung gewesen, denn Mitrovica ist weit von Trojanograd, aber für ihn war es ein leichtes, denn er hatte Flügel und drei Körfe. Doch einmal überraschten ihn seine Feinde bei seiner Geliebten, vertrammelten am frühen Morgen die Türen ihres Hauses und öffneten sie erst gegen Mittag. Das belam dem Bar Trojan schlecht. Als er eilends nach seiner Burg zurückflog wollte, schmolzen die aus Federn und Wachs gewirkten Flügel in der Sonnenglut, und er stürzte sich elend zu Tode. Nach einer Variante weiß mancher alte Sagenzähler die Orte zwischen Mitrovica und Trojanograd zu nennen, wo Bar Trojan, vor der heißen, ihm gefährlichen Mittagssonne flüchtend, erst taub wurde, dann seine Sandalen verlor, den Stab einbüßte, blind wurde und endlich den Tod fand. Von der Trojansage ist hier nicht etwa die Rede, wie ein schwächer Namensklang vermuten ließe; immerhin bleibt es, worauf schon Jireček hingewiesen hat, auffällig genug, daß die auf niedrigster Halbstufentufe stehenden serbischen Bauern und Schweinehändler trotz des langen Zeitraumes zwischen der Römerherrschaft und der Niederlassung ihrer Ahnen in der Macva einen Sagenkreis erhalten haben, der an Mitrovica, die einstige römisch-sarmatische Hauptstadt, und an den Kaiser Trojan anknüpft, dessen Aufenthalt hier im Jahre 101 zu Beginn des ersten dafischen Feldzuges — an den bekanntlich die Trojansäule in Rom erinnert — urkundlich feststeht. Welche eigentümliche Verkrüpfung aber die Ikarus-Sage, die uralte Beschäftigung des Menschen mit der Beherrschung der Luft durch den Flug in diesem Serbentwinkel mit dem großen Römerkaiser zusammenbrachte, bleibt rätselhaft, ebenso wie der durch einzelne Züge der Sage nicht weiter motivierte Hinweis auf das deutsche Schwabenland. Hier auf Trojanograd residierte auch lange Zeit Bar Lazar, berühmter Schwiegersohn, der vielbesiegene Milosch Obilitsch, der freilich nur ein Desperado gewöhnlichen Schlages war, wie auch eine Volksüberlieferung bestätigt. Bei Trojanograd und nördlich einer Quelle, die den Namen des serbischen „Helden“ trägt, sieht man die Mauern der „Miloschwa Konjuschnice“, der „Pferdeställe des Milosch“. Dort wird das Grab seiner Schwester gezeigt, die Milosch, als sie auf dem Felde jagte, durch einen Keulenschwung tötete, weil er sie für eine Hirschkuh hielt!... Heute fegt der Sturm des Weltkrieges mit den geflüchteten Bewohnern auch die seltsame Sagenwelt der Macva fort...